

Aus der Kindheit

Autor(en): **Zürn, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **60 (1955-1956)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316485>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Kindheit

... Nun setzte sich die Familie an den geschmückten Festtagstisch. Die Augen der Eltern ruhten wehmütig auf den beiden Kindern. Denn sie waren die einzigen, die von sieben am Leben geblieben waren. «Aber wenn ein bißchen musikalischer Sinn auch auf euch übergegangen ist, will ich dem lieben Gott im Himmel immer noch dankbar sein!» sprach der Vater mit einem Ausdruck voller Hoffnungen.

Jetzt war es an Nannerl, sich zu wehren. Schon vor einigen Monaten hatte der Vater versprochen, sie das Klavierspiel zu lehren. Daran konnte er sich allerdings erinnern. Auch dünkte es ihn gar nicht recht, die Begabung seiner Kinder zu bezweifeln. Noch hatte er sie ja gar nicht geprüft. Also entschloß er sich, noch heute mit Klavierstunden zu beginnen.



Zeichnung von Theo Glinz

Trotz seinem Geburtstag mußte der Vater seiner Arbeit nachgehen. In der Hofkapelle des Landesfürsten Erzbischof Sigismund bekleidete er die zweithöchste Stelle. Bald wirkte er als Geiger, bald als Dirigent oder Komponist. Oft kam er erst spät am Abend nach Hause. Aber heute beeilte er sich. Denn es galt, Nannerl die ersten Griffe auf dem Klavier beizubringen.

Nach dem Nachtessen setzten sich Vater und Tochter ans Klavier. Nannerl zeigte großes Verständnis. Was der geduldige Papa vormachte, wiederholte sie mit erstaunenswertem Geschick. Die Mutter ruhte dazu im Lehnstuhl und vergnügte sich am Anblick ihres Söhnchens. Es stand hart neben dem Klavier und rührte kein Glied. In dieser Stellung verharrte es, bis das Spiel zu Ende war. Aber jetzt konnte Wolferl nicht widerstehen. Als sich Papa hinter die Zeitung gesetzt hatte, hob der Wunderfitz den Deckel über den Tasten auf. Nun versuchte er, das eben verklungene Stück aus dem Gedächtnis nachzuspielen. Die Mutter hatte den Vorgang von

allem Anfang an bemerkt. Doch weshalb erblaßte sie nun so plötzlich? Ihr Herz schlug immer höher. Jetzt mußte sie ihren Mann am Ärmel zupfen! Langsam sank dessen Zeitung zu Boden. Denn die Übung von vorhin erklang erneut. Ein wahres Wunder: Wolfgang zauberte die Klänge mit seinen niedlichen Händchen so sauber und nett hervor, als hätte er die Unterweisung im ersten Klavierspiel empfangen. Der Vater brachte kein Wort hervor. Aber glückliche Freudentränen erfüllten seine Augen. Welch eine Geburtstagsgabe! Endlich fand er sich wieder zurecht. Schnell hob er den dreijährigen Künstler empor. Und in einem Tone höchster Freude verkündete er seine glücklichste Entdeckung: «Wolferl! Mein lieber Junge, ja, du wirst ein Musiker!»

(Text und Klischee stammen aus der SJW-Reihe Nr. 272, «Der junge Mozart», von Jürg Zürn, Zeichnungen Theo Glinz.)

Mozart im Spiegel seiner Briefe

Gertrud Werner

Mozarts Briefe, seine Reiseepistel, die regelmäßigen Nachrichten an seinen Vater, die Gelegenheitszeilen aller Art sind eigentlich herzlich unliterarisch; sie nehmen sich selber so wenig wichtig, sie sind so anspruchslos für den Bedarf des Tages geschrieben, sind also, mit wenigen Ausnahmen, in sachlicher Hinsicht so «unergiebig», daß man sich schon fragen muß, ob es einen Sinn habe, Mozart jemals anderswo aufsuchen zu wollen als in seiner Musik, für die und in der er ja ausschließlich gelebt hat; denn von seiner wundersamen Kindheit an bestand sein Spielen und Arbeiten in Musik, und seine Person war ihm nur wichtig in bezug auf seine Kunst.

Obschon seine Briefe nun gerade nicht sein musikalisches Genie bezeugen, sondern nicht viel mehr als kleine Bruchstücke seines ihm selber nebensächlichen Alltags bilden, möchte man im individuellen kleinen Mozarteum auf dem Musikalienregal das Bändchen der Mozart-Briefe nicht missen. Wennschon diese Briefe die Höhe seiner Kunst auch nicht andeutungsweise erraten lassen, so enthalten sie doch von der ersten bis zur letzten Seite den Zauber seiner Erscheinung und seines Wesens, eine bezwingende Anmut und Natürlichkeit, große Klarheit, Höflichkeit und Unschuld des Herzens, eine Fülle von Einfällen und eine stille, wohlwogene Gelassenheit dem Unabänderlichen gegenüber.

Mozart war einer der seltenen Menschen, die sich von der Sorge um Leben und Auskommen nicht beirren, weder erweichen noch verhärten lassen, weil er diese mitsamt ihrem anfechtbaren Gefolge von Launen und Affekten durchschaute. Das war bei der Misere, der er sich ständig und fast immer erfolglos erwehren mußte, keine Kleinigkeit. «Sie wissen, daß ich sozusagen in der Musique stecke», schreibt er seinem Vater, «daß ich den ganzen Tag damit umgehe, daß ich gern spekuliere, studiere, überlege. Nun bin ich durch diese Lebensart dessen behindert.» «Diese Lebensart», die er beklagt, das Leben «wider sein Genie», ist das Sich-Abmatten um Geld und Aufträge. Wir können in seinen Briefen das ganze Hungerleben des nirgends gesicherten, den Launen zufälliger Brotgeber ausgelieferten Künstlers verfolgen: das Pariser, das Salzburger, das Wiener Elend, den Stellenbettel, die schäbigen Honorare, die frühe Zerstörung der Ruhe und Gesundheit durch den Unverstand der von seiner Kunst profitierenden Öffentlichkeit. Wir sehen diese Übelstände mit Betroffenheit, dürfen uns aber dabei nicht die Hauptsache entgehen lassen, nämlich Mozarts klug geübte Gewohnheit, sich allem Unwürdigen höflich mit einem «Basta!» zu entziehen. Sind doch seine Briefe fortlaufende Résumés einer Lebenskunst, die behutsam darauf bedacht war, sich vom Leben, soweit es böse war, zu substrahieren, um sich uneingeschränkt der Musik zur Verfügung